

ERSTES BUCH – AMBER

KAPITEL 1

Amber Patterson war es leid, unsichtbar zu sein. Schon seit drei Monaten ging sie täglich in dieses Fitnessstudio – drei lange Monate, in denen sie diesen Luxusweibchen dabei zugehört hatte, wie sie sich mit dem Einzigen abmühten, das ihnen etwas bedeutete: sich selbst. Sie waren ja so egoistisch; sie würde ihren letzten Dollar darauf verwetten, dass nicht eine von ihnen sie auf der Straße wiedererkennen würde, obwohl sie jeden Tag nur einen knappen Meter fünfzig von ihnen entfernt stand. Für sie war Amber schieres Inventar – eine Nebensache, kaum der Beachtung wert. Doch *sie* nahm alles wahr, belauschte ihre Unterhaltungen, die Vertraulichkeiten, die man hier so sorglos austauschte. Wenn sie wollte, könnte sie mit ihrem gesammelten Wissen problemlos die Hälfte aller Ehen der Stadt ruinieren. Aber sie scherte sich nicht drum – um keine von ihnen. Es gab nur einen Grund, einen einzigen Grund, weshalb sie sich jeden Tag hierherschleppte, zu genau diesem Gerät, um Punkt sechs Uhr.

Sie hatte die Nase gestrichen voll von diesem ewigen Trott – Tag für Tag die gleiche Schinderei, während sie auf den richtigen Augenblick wartete, um endlich zuzuschlagen. Aus dem Augenwinkel sah sie die goldenen Edel-Nikes auf das Gerät neben sich steigen. Amber straffte die Schultern und gab sich völlig vertieft in die Zeitschrift, die sie auf der Ablage des Crosstrainers platziert hatte. Sie drehte sich zur Seite und warf ihrer Nachbarin ein schüchternes Lächeln zu, das diese mit einem höflichen Nicken quittierte. Amber griff nach ihrem Wasser, verfehlt mit voller Absicht die Flasche und fegte

das Magazin zu Boden, direkt unter das Pedal des Nachbargeräts.

„Ach du meine Güte, das tut mir aber leid.“ Noch bevor sie absteigen konnte, hatte die Frau es für sie aufgehoben. Amber sah, wie sich die Brauen der Frau irritiert zusammenzogen.

„Du liest *diese* Zeitschrift?“, fragte sie und gab Amber das Magazin zurück.

„Ja, das ist das Magazin der Mukoviszidose-Stiftung. Erscheint zweimal jährlich. Kennst du sie?“

„Ja, die kenne ich. Arbeitest du im medizinischen Bereich?“, erkundigte sich die Frau.

Amber schlug die Augen nieder, hob dann den Blick und sah sie erneut an. „Nein, das tue ich nicht. Meine kleine Schwester Charlene hatte Mukoviszidose.“ Sie ließ die Worte in der Leere zwischen ihnen schweben.

„Das tut mir leid. Wie unhöflich von mir. Das geht mich wirklich nichts an.“ Die Frau stieg wieder auf ihren Trainer.

Amber schüttelte den Kopf. „Nein, ist schon okay. Kennst du denn jemanden mit Mukoviszidose?“

Sie sah Schmerz in den Augen der anderen, als diese ihren Blick erwiderte. „Meine Schwester. Ich habe sie vor zwanzig Jahren verloren.“

„Das tut mir so leid. Wie alt war sie?“, fragte Amber.

„Sechzehn. Zwei Jahre jünger als ich.“

„Meine war erst vierzehn“, sagte sie, während sie ihr Tempo drosselte und sich mit dem Handrücken die Augen trocken wischte. Sie musste ihr ganzes Schauspieltalent aufbieten, um Tränen über eine Schwester zu vergießen, die nie existiert hatte. Ihre drei echten Schwestern erfreuten sich bester Gesundheit, auch wenn sie sie seit drei Jahren nicht mehr gesehen hatte.

Der Crosstrainer verlangsamte sich, bis er zum Stillstand kam, die Frau stieg ab und trat zu Amber. „Bist du in Ordnung?“

Amber zuckte schniefend mit den Achseln. „Es ist immer noch so schwer, selbst nach all den Jahren.“

Die Frau musterte sie mit einem langen Blick, als müsse sie eine Entscheidung treffen, und reichte ihr dann die Hand. „Ich heiÙe Daphne Parrish. Was hältst du davon, wenn wir hier verschwinden und bei einer Tasse Kaffee weiterreden?“

Amber schenkte ihrem Gegenüber ein möglichst dankbares Lächeln und stieg ebenfalls ab. „Klingt prima.“ Dann schüttelte sie die angebotene Hand und sagte: „Ich bin Amber Patterson. Freut mich, dich kennenzulernen.“

Am gleichen Abend lag Amber in ihrer schaumbedeckten Badewanne, nippte an ihrem Merlot und studierte das Foto im Entrepreneur. Dann legte sie die Zeitschrift beiseite, schloss die Augen und lieÙ den Kopf aufs Badekissen sinken. Sie war auÙerst zufrieden mit sich selbst und damit, wie gut heute alles gelaufen war. Sie war darauf vorbereitet gewesen, dass sich alles etwas länger hinziehen, sie ein paar mehr Kniffe brauchen würde, aber Daphne hatte es ihr leicht gemacht. Ein Lächeln umspielte Ambers Lippen, als sie sich ihre Unterhaltung im Café ins Gedächtnis rief. Nachdem sie den Small Talk hinter sich gebracht hatten, waren sie rasch zu dem Thema gekommen, mit dem sie Daphnes Interesse geweckt hatte – die Krankheit.

„Jemand, der das nicht selbst mitgemacht hat, kann es unmöglich verstehen.“ Daphnes blaue Augen spruhnten nur so vor Leidenschaft. „Ich habe sie nie als Last empfunden, doch meine Freundinnen haben mich gedrängt, sie zu Hause zu lassen, sie nicht dauernd mitzuschleifen. Sie verstanden nicht, dass ich ja nie wissen konnte, wann sie wieder ins Krankenhaus musste – und ob sie je wieder herauskommen würde. Jeder Augenblick war kostbar.“

Amber hatte sich vorgebeugt, nach Kräften bemüht, interessiert dreinzublicken, während sie den Gesamtwert sämtlicher Diamanten überschlug, die Daphnes Körper schmückten – die Ohrringe, das grazile Armband am Handgelenk und der riesige Diamant an ihrem gebräunten und perfekt manikürten Finger. Es mussten mindestens hundert Riesen sein, die da an ihrem 36er-Body herumliefen, und alles, was sie tat, war, über ihr ach so trauriges Leben vor zwanzig Jahren zu jammern. Amber unterdrückte ein Gähnen und schenkte Daphne ein gespanntes Lächeln.

„Ich weiß. Wenn meine Schwester zu krank war, um die Schule zu besuchen, blieb ich oft bei ihr zu Hause, damit meine Mutter zur Arbeit gehen konnte. Fast hätte sie ihren Job verloren, weil sie sich so oft freinehmen musste, und das Letzte, was wir damals gebrauchen konnten, war, ohne Krankenversicherung dazustehen.“ Freudig bemerkte sie, wie leicht ihr die Lüge über die Lippen ging.

„Oh, wie furchtbar. Das ist ein weiterer Grund, wieso mir meine Stiftung so wichtig ist. Wir bieten Familien, die sich die nötige Pflege nicht leisten können, finanzielle Unterstützung an. Das war mir ein Anliegen, solange ich denken kann. Ich war noch nie so stolz wie an dem Tag, als ich endlich genügend Geld zusammenhatte, um Julie’s Smile ins Leben zu rufen.“

Amber hatte sich in gespielter Fassungslosigkeit ergangen. „Julie’s Smile ist *deine* Stiftung? Ich verfolge seit Jahren, was ihr tut. Ich bin echt beeindruckt.“

Daphne nickte. „Gleich, als ich mit der Uni fertig war, habe ich sie gegründet. Mein Mann war das erste Fördermitglied.“ Dabei lächelte sie, als wäre ihr das ein wenig peinlich. „So haben wir uns kennengelernt.“

„Steckst du denn nicht gerade mitten in den Vorbereitungen für eine große Benefizveranstaltung?“

„Stimmt. Aber sag mal ... ach, vergiss es.“

Amber legte Daphne sachte die Hand auf den Arm. „Nein, sag's ruhig.“

„Nun, ich habe mich nur gerade gefragt, ob du nicht vielleicht Lust hättest, mitzuhelfen. Es wäre schön, jemanden dabei zu haben, der versteht –“

Noch bevor Daphne den Satz beenden konnte, fiel Amber ihr ins Wort. „Ich helfe liebend gern, wo auch immer ich kann. Was du tust, ist ja so wichtig. Wenn ich mir vorstelle, was man damit alles verändern könnte ...“ Sie biss sich auf die Lippen und tat, als ränge sie mit den Tränen.

Daphne lächelte. „Wunderbar.“ Sie zog eine geprägte Visitenkarte mit ihrem Namen und ihrer Adresse hervor. „Bitte sehr. Das Stiftungskomitee trifft sich am Donnerstag um zehn bei mir. Kannst du das einrichten?“

Amber ließ ein breites Lächeln aufblitzen. „Ich würde es um nichts in der Welt verpassen wollen.“

KAPITEL 2

Der wiegende Rhythmus des Zuges lullte Amber ein, und sie entglitt in einen tröstlichen Tagtraum fernab der stumpfsinnigen Routine ihres Arbeitstages. Den Kopf an die Rückenlehne geschmiegt, öffnete sie gelegentlich die Augen, um einen Blick auf die vorüberfliegende Landschaft zu erhaschen. Sie erinnerte sich an das erste Mal, als sie mit dem Zug gefahren war; damals, in Begleitung ihrer Mutter, mit gerade einmal sieben Jahren. Es war Juli gewesen in Missouri – der heißeste, drückendste Monat des Sommers –, und die Klimaanlage des Zuges war ausgefallen. Noch immer konnte sie ihre Mutter sehen, wie sie ihr gegenüber saß, in einem schwarzen langärmeligen Kleid, ernst dreinblickend und kerzengerade, die Knie sittsam zusammengepresst. Ihr hellbraunes Haar war wie immer zum Knoten zurückgesteckt, aber sie trug Ohringe – kleine Perlenstecker, die sie sich für besondere Anlässe aufsparte. Und die Beerdigung ihrer einzigen Großmutter zählte anscheinend zu diesen Anlässen.

Als sie am schmutzigen Bahnhof von Warrensburg ausgestiegen waren, hatte sich die Hitze draußen als noch brütender als im Zuginneren erwiesen. Onkel Frank, der Bruder ihrer Mutter, war da gewesen, um sie abzuholen, und sie quetschten sich in seinen ramponierten blauen Pick-up. Was ihr am nachhaltigsten in Erinnerung blieb, war der Geruch – eine Mischung aus Schweiß, Dreck und Feuchtigkeit – und das rissige Sitzleder, das sich in ihre Haut bohrte. Sie fuhren an endlosen Maisfeldern vorüber und an kleinen Gehöften mit müde wirkenden Holzhäusern und Innenhöfen voll rostiger Landma-

schinen, alten, auf Betonsteinen aufgebockten Autos ohne Räder, Reifen ohne Felgen und Metallverschlagen. Es war noch deprimierender als dort, wo sie selbst lebten, und Amber hatte sich gewünscht, man hätte ihr erlaubt, mit ihren Schwestern zu Hause zu bleiben. Ihre Mutter meinte, sie seien noch zu jung für eine Beerdigung, Amber hingegen sei alt genug, um der Großmutter die letzte Ehre zu erweisen. Den Großteil dieses grauenhaften Wochenendes hatte sie verdrängt, doch nie würde sie die abstoßende Schabigkeit vergessen – das triste Wohnzimmer im Haus ihrer Großeltern, ganz in rostigen Braun- und Gelbtönen gehalten; die ungepflegten Bartstopfpeln im Gesicht des Großvaters, und wie er mit harter und mürrischer Miene in seinem dick gepolsterten Fernsehsessel saß, in abgewetztem Unterhemd und fleckigen Khakihosen. Sie sah den Ursprung der Freudlosigkeit und Ideenarmut ihrer Mutter. Damals, im zarten Alter von sieben Jahren, nahm der Traum von etwas anderem und Besserem in Amber Gestalt an.

Als der Mann gegenüber aufstand und sie mit seinem Aktentkoffer anrempelte, schlug sie die Augen auf und begriff, dass sie am Grand Central Terminal angekommen waren. Rasch raffte sie Handtasche und Jacke zusammen und mischte sich in den Strom aussteigender Fahrgäste. Der Weg von den Gleisen in die prachtvolle Haupthalle faszinierte sie noch immer – welch ein Kontrast zu der heruntergekommenen Bahnstation vor all den Jahren. In aller Ruhe schlenderte sie an den glänzenden Ladenzeilen des Bahnhofs entlang, ein perfekter Vorgeschmack auf die Stadt, die sie draußen erwartete. Die paar kurzen Häuserblocks entlang der 42. Straße zur Fifth Avenue ging sie zu Fuß. Die Route dieser monatlichen Pilgerfahrt war ihr mittlerweile so vertraut, sie hätte den Weg auch mit verbundenen Augen gefunden.

Ihr erstes Ziel war stets der Hauptlesesaal der New York Public Library. Während die Sonne durch die hohen Fenster

hineinfiel, saß sie an einem der langen Lesetische und ließ die kunstvollen Deckenfresken auf sich wirken. Dieser Ehrfurcht gebietende, stille Saal, angefüllt mit der Weisheit von Jahrhunderten, verlieh ihr ein Gefühl von Macht. Heute fühlte sie sich von den sämtliche Wände emporwachsenden Büchern besonders geborgen. Sie machten ihr bewusst, dass jegliches Wissen, nach dem sie trachtete, allzeit hier für sie bereitstand, ihr jederzeit zu Willen war. Hier war alles, was sie brauchte, um ihren Plänen Gestalt zu verleihen. Zwanzig Minuten lang saß sie da, regungslos und stumm, bis sie bereit war, zurück auf die Straße zu treten und sich auf ihren Weg die Fifth Avenue hoch zu machen.

Langsam, aber zielstrebig marschierte sie an den unzähligen Luxusläden vorüber, die die Straße säumten. Versace, Fendi, Armani, Louis Vuitton, Harry Winston, Tiffany & Co., Gucci, Prada und Cartier – und immer so weiter, eine der glanzvollsten und teuersten Boutiquen der Welt nach der anderen. Jeder von ihnen hatte sie bereits einen Besuch abgestattet, das Aroma geschmeidigen Leders eingesogen, den Duft exotischen Parfüms, sich die samtigen Lotionen und kostbaren Cremes in die Haut gerieben, die so verlockend in ihren kunstvollen Testern für die Kunden bereitstanden.

Sie ging weiter, vorbei an Dior und Chanel, und machte kurz Halt, um ein schmal geschnittenes schwarz-silbernes Kleid zu bewundern, das sich elegant an die zarten Rundungen einer Schaufensterpuppe schmiegte. Sie stellte sich vor, wie sie in diesem Kleid, mit hoch aufgetürmtem Haar und makellosem Make-up am Arm ihres Mannes einen Ballsaal betrat und jede Frau, an der sie vorüberglitt, vor Neid erblasste. Dann riss sie sich los und lief weiter bis zu Bergdorf Goodman und dem zeitlosen Plaza Hotel. Nur zu gern wäre sie die mit rotem Teppich ausgelegten Stufen in die prächtige Lobby emporgestiegen, doch es war schon weit nach eins, und sie war hungrig. Sie hatte

sich ein bescheidenes Mittagessen von zu Hause mitgebracht. Nie im Leben hätte sie es sich leisten können, ihr hart verdientes Geld für einen Lunch in Manhattan auszugeben. Sie überquerte die Kreuzung zum Central Park, setzte sich dort auf eine Bank mit Blick auf die belebte Straße und kramte einen kleinen Apfel und ein Tütchen mit Nüssen und Rosinen aus ihrem Beutel. Sie aß, beäugte die vorübereilenden Passanten und dachte zum hundertsten Mal, wie dankbar sie doch sein konnte, dem stupiden Leben ihrer Eltern entkommen zu sein, dem ewigen Einerlei, dem banalen Geschwätz, der Vorhersehbarkeit in allem. Ihre Mutter hatte Ambers Ehrgeiz nie verstanden. Sie nannte ihre Pläne „großspurig“ und meinte, sie würde nach etwas streben, das für sie unerreichbar wäre, dass solches Denken sie nur in Schwierigkeiten brächte. Ambers Flucht war anders gelaufen, als sie geplant hatte, aber sie hatte das Beste aus einer schlimmen Lage gemacht und war entkommen.

Nach ihrem Mittagessen bestieg sie einen Midtown-Bus zum Metropolitan Museum of Art, wo sie den Nachmittag verbringen würde, bevor sie wie immer den frühen Zug zurück nach Connecticut nahm. In den vergangenen zwei Jahren hatte sie jeden Winkel des Met durchstreift, die Kunstwerke studiert, Vorträge und Filme über Werke und Künstler besucht. Am Anfang war ihre Unwissenheit erschreckend gewesen, doch auf die ihr eigene, hochsystematische Art hatte sie sich Schritt für Schritt vorgetastet, sich aus Bibliotheksbüchern alles über Kunst, Kunstgeschichte und die großen Meister angelesen, was sie nur konnte. Gewappnet mit ihren neuen Kenntnissen, besuchte sie das Museum nun jeden Monat erneut, um mit eigenen Augen zu sehen, worüber sie gelesen hatte. Mittlerweile wusste sie, dass sie in der Lage war, mit jedem außer den profundesten Kritikern des Landes eine durchaus intelligente Unterhaltung über Kunst zu führen – und selbst mit denen würde sie sich wacker schlagen. Von dem Tag an, da

sie dem überfüllten Haus in Missouri Lebewohl gesagt hatte, arbeitete sie hart daran, eine neue und verbesserte Amber zu erschaffen, eine, die sich mühelos unter den Superreichen bewegen konnte. Und bisher lag sie voll im Zeitplan.

Sie stieg die Marmortreppe hinauf zur Ausstellung, die sie sich heute ansehen wollte: *Gemalte Musik zu Zeiten Caravaggios*. Am besten gefiel ihr *Die Musikanten*. Italienische Künstler hatten sie stets am meisten berührt, weshalb sie beschloss, dass ihre erste Auslandsreise sie nach Italien führen sollte, und der erste Ort, den sie besuchen würde, wären die Uffizien in Florenz.

Nach einiger Zeit schlenderte sie hinüber in jenen Gang, wo sie für gewöhnlich zuletzt haltmachte. Dort verharrte sie eine Weile vor einer kleinen Studie von Tintoretto. Sie wusste nicht, wie oft sie diese Skizze schon betrachtet hatte, doch die Inschrift darunter hatte sich in ihr Gehirn eingebrannt – *Spende aus der Sammlung von Jackson und Daphne Parrish*. Widerwillig wandte sie sich ab und eilte hinüber zur Aelbert-Cuyp-Ausstellung. Sie hatte das einzige Buch über ihn gelesen, das sich in der Bibliothek von Bishop's Harbour fand. Und da sie von Cuyp zuvor noch nie etwas gehört hatte, wunderte sie sich, wie produktiv und berühmt er war. Sie schlenderte durch die Ausstellung und stieß auf ein Gemälde, das sie im Buch tief beeindruckt und von dem sie gehofft hatte, dass es Teil der Schau sein würde: *Die Maas bei Dordrecht in einem Sturm*. Neben ihr stand ein älteres Ehepaar und studierte das Werk ebenso gebannt.

„Erstaunlich, finden Sie nicht?“, bemerkte die Frau zu Amber gewandt.

„Ja. Es ist noch großartiger, als ich es mir vorgestellt hätte“, erwiderte sie.

„So ganz anders als seine Landschaften“, fügte der Mann hinzu.

Die Augen noch immer starr auf das Bild gerichtet, sagte Amber: „Das ist es in der Tat. Aber er hat viele erhabene Ansichten holländischer Häfen gemalt. Wussten Sie, dass er außerdem biblische Szenen und Porträts malte?“

„Ach, wirklich? Ich hatte ja keine Ahnung.“

Vielleicht solltest du mal etwas lesen, bevor du herkommst und dir eine Ausstellung ansiehst, dachte Amber, schenkte ihnen aber nur ein Lächeln und ging weiter. Sie liebte es, anderen mit ihrem Wissen zu imponieren. Und sie war sich sicher, dass ein Mann wie Jackson Parrish, ein Mann, der sich mit seinem kulturellen Feinsinn brüstete, es ebenso lieben würde.

KAPITEL 3

Eine gallige Mischung aus Neid und Eifersucht saß wie ein Pfropf in Ambers Kehle, als das mondäne, direkt am Long Island Sound gelegene Haus im Nantucket-Stil allmählich in Sicht kam. Die makellosen, weißen Eingangstore des millionenteuren Anwesens wichen zurück und gaben den Blick frei auf üppige Vegetation und Rosensträucher, die sich verschwenderisch über die unauffällige Umzäunung wanden. Der Bau selbst war ein architektonisches Meisterwerk, das sich majestätisch an der Küstenlinie entlangschlängelte, während sich die grau verwitterte Verkleidung und die weißen Fensterrahmen anmutig in die Uferlandschaft einfügten.

Amber parkte ihren blauen Toyota Corolla. Das zehn Jahre alte Auto musste lächerlich deplatziert wirken inmitten all der neuesten Mercedes- und BMW-Modelle, die bald schon in Scharen auf den Hof rollen würden. Sie schloss die Augen, saß einen Moment lang da, holte langsam und tief Luft und ging im Geiste noch einmal sämtliche Daten und Fakten durch, die sie sich in den letzten Wochen eingepägt hatte. Sie hatte sich heute Morgen mit Sorgfalt angezogen, sich das glatte braune Haar mit einem Schildpatt-Haarreif zurückgesteckt und ihr Make-up aufs Nötigste reduziert – nur ein Hauch von Rouge auf den Wangen und dezent getönter Lippenbalsam. Sie trug einen ordentlich gebügelten beigen Körperrock und ein langärmeliges weißes Baumwollshirt, beides Versandhausware aus einem L.L.-Bean-Katalog. Ihre Sandalen waren robust und schlicht, Schuhe ohne jeden Schnickschnack, in denen sie gut laufen konnte und die nicht die leiseste Spur von Weiblichkeit

vermittelten. Als sie vor dem Verlassen ihres Apartments einen letzten Blick in den Spiegel geworfen hatte, war sie zufrieden gewesen. Sie wirkte langweilig, beinahe unscheinbar. Wie jemand, der nie im Leben auch nur die geringste Gefahr darstellen würde. Für niemanden. Und schon gar nicht für eine Frau wie Daphne Parrish.

Amber öffnete die Autotür und trat auf den Schotter. Jeder einzelne Stein, der ihre Schritte abfederte, wirkte handvermessen, auf Reinheit und Gleichmäßigkeit geprüft, tadellos gerecht und geglättet. Als sie sich dem Haus näherte, begriff sie, dass sie den Hintereingang nehmen würde – die Vorderseite würde gewiss aufs Meer hinausgehen –, und dennoch blickte sie auf eine überaus elegante Fassade. Linker Hand befand sich ein weiße, mit den letzten Glyzinien des Sommers überrante Gartenlaube, und dahinter standen zwei lange Sitzbänke. Sie ließ sich Zeit und studierte in aller Ruhe Haus und Anwesen. Gewiss, sie hatte von dieser Art Reichtum gelesen, in Zeitschriften, und online unzählige Bilder von den Villen der Filmstars und Superreichen gesehen. Doch dies war das erste Mal, dass sie eine mit eigenen Augen und aus nächster Nähe sah. Es war die Art von Haus, die man gut versteckt hielt, fernab der Blicke all jener, die es sich nicht leisten konnten, so zu leben. Das ist es, was Reichtum einem ermöglicht, dachte sie, er verleiht einem die Mittel und die Macht, sich vor der Welt zu verbergen, wenn man es will – oder muss.

Als Daphne ihr gesagt hatte, dass die Stiftungssitzung für zehn Uhr anberaumt war, hatte Amber sich gleich vorgenommen, ein klein wenig früher zu kommen. So würde sie etwas Zeit mit Daphne allein haben und obendrein schon da sein, bevor irgendeine der anderen Frauen eintraf, da Vorstellungen sie stets nervös machten. Sie würden sie als jung und unauffällig abtun, ein emsiges Bienchen, das Daphne als Helferin bei ihrer Wohltätigkeitsarbeit auserkoren hatte, mehr nicht. Sie

erklimm die breiten Steinstufen zum Treppenabsatz und läutete. Die riesige, mit großen Facettenscheiben verglaste Tür gewährte Amber einen Blick in einen langen Flur, der bis zur Vorderseite des Gebäudes verlief. Von hier aus konnte sie das strahlende Blau des Wassers erkennen, und dann stand Daphne plötzlich lächelnd da und hielt ihr die Tür auf.

„Wie reizend, dich zu sehen. Ich bin ja so froh, dass du es einrichten konntest.“ Sie nahm Amber an der Hand und geleitete sie hinein.

Amber schenkte ihr das scheue Lächeln, das sie so lange vor dem Badezimmerspiegel geprobt hatte. „Vielen Dank für die Einladung, Daphne. Wie aufregend, dass du mich um Hilfe gebeten hast.“

„Nun, ich freue mich wahnsinnig, dass du bei uns mitarbeiten möchtest. Hier entlang. Wir treffen uns im Wintergarten.“ Daphne führte sie in einen großen achteckigen Raum mit bodenlangen Fenstern und sommerlichen Chintzstoffen in leuchtenden Farben. Die Terrassentür stand offen, und Amber sog den betörenden Duft der salzigen Seeluft ein.

„Nimm doch bitte Platz. Wir haben noch etwas Zeit, bevor die anderen eintreffen“, sagte Daphne.

Amber ließ sich in die weiche Couch sinken, und Daphne nahm ihr gegenüber in einem der karierten Sessel Platz, die das restliche Mobiliar dieses Zimmers von nonchalanter Eleganz perfekt ergänzten. Sie ärgerte sich über die Unbekümmertheit im Umgang mit Reichtum und Privilegien, die Daphne ausstrahlte, als sei dies ihr angeborenes Recht. Mit ihrer maßgeschneiderten grauen Hose und Seidenbluse, ihr einziger Schmuck ein Paar großer Perlenstecker an den Ohren, sah sie aus, als wäre sie soeben aus einer Town & Country herausspaziert. Das glänzende blonde Haar fiel in offenen Wellen hinab und rahmte ihre aristokratischen Züge. Amber schätzte, dass Kleidung und Ohrringe allein mehr als drei Riesen wert waren,

ganz zu schweigen vom Stein an ihrem Finger und der Tank von Cartier am Handgelenk. Vermutlich hatte sie in ihrem Schmuckkästchen noch ein Dutzend mehr davon. Amber blickte auf ihre eigene Uhr – ein preiswertes Kaufhausmodell – und sah, dass sie Daphne noch rund zehn Minuten für sich allein hatte.

„Noch mal vielen Dank, dass du mir erlaubst, mitzuhelfen, Daphne.“

„Ich bin diejenige, die dankbar sein muss. Wir können immer Leute gebrauchen, die mit anpacken. Gewiss, alle diese Frauen sind großartig und arbeiten hart, aber du kannst es nachempfinden, weil du es selbst durchgemacht hast.“ Daphne rutschte etwas nach vorn. „Warum erzählst du mir nicht ein wenig über dich? Stammst du aus Connecticut?“

Amber hatte ihre Geschichte sorgfältig einstudiert. „Nein, ursprünglich komme ich aus Nebraska, aber ich bin vor einigen Jahren dort weggegangen; nachdem meine Schwester gestorben war.“ Für Nebraska hatte sie sich entschieden, weil sie annahm, dass niemand von hier je dort gewesen war oder viel darüber wusste. „Eine gute Freundin von der Highschool ist zum Studium hierhergezogen. Als sie zur Beerdigung meiner Schwester nach Hause kam, meinte sie, dass ich vielleicht einen Tapetenwechsel gebrauchen könnte, einen Neuanfang. Sie sagte, wenn ich wolle, könne ich bei ihr einziehen, und dass das womöglich uns beiden guttäte. Seit zwei Jahren bin ich nun in Bishop’s Harbour.“

Daphne musterte sie eindringlich. „Der Verlust deiner Schwester tut mir unendlich leid. Niemand, der es nicht selbst erlebt hat, weiß, wie es ist, einen Bruder oder eine Schwester zu verlieren. Ich denke jeden Tag an Julie. Manchmal kommt es einfach über mich. Deswegen bedeutet mir mein Kampf gegen Mukoviszidose auch so viel. Ich kann mich glücklich schätzen, zwei gesunde Töchter zu haben, aber es gibt noch

immer so viele Familien, die von dieser furchtbaren Krankheit betroffen sind.“

Amber langte nach einem Silberrahmen mit dem Foto zweier kleiner Mädchen. „Sind das deine Töchter?“

Daphne warf einen kurzen Blick darauf und lächelte beglückt. „Ja, Tallulah und Bella. Das Foto wurde letzten Sommer aufgenommen, am See.“

Beide blond, sonnengebräunt und in einheitlichen Badeanzügen, saßen sie im Schneidersitz Arm in Arm auf einem Steg. „Sie sehen hinreißend aus. Wie alt sind die beiden?“

„Tallulah ist zehn und Bella sieben. Ich bin froh, dass Sie einander haben.“ Daphnes Augen wurden feucht. „Ich bete, dass es immer so bleibt.“

Amber erinnerte sich, mal gelesen zu haben, dass Schauspieler, die auf Kommando weinen sollen, an die traurigste Sache denken, die ihnen in den Sinn kommt; aber das Traurigste, was ihr einfiel, war, dass sie nicht in Daphnes Stuhl saß, als Herrin dieses unfassbaren Hauses. Doch auch ohne Tränen gab sie ihr Bestes, möglichst betreten dreinzublicken.

Amber stellte das Foto gerade wieder auf den Tisch, als es an der Tür läutete und Daphne sich erhob, um zu öffnen. Während sie aus dem Zimmer ging, sagte sie zu Amber: „Nimm dir doch Kaffee oder Tee. Ein paar Süßigkeiten gibt es auch. Bedien dich einfach, es steht alles auf dem Büfett.“

Amber stand auf, ließ aber ihre Handtasche auf dem Stuhl liegen, um ihn zu reservieren. Niemand sollte ihr den Platz neben Daphne streitig machen. Während sie sich eine Tasse Kaffee eingoss, strömten die Frauen unter freudigen Begrüßungen und Umarmungen in den Raum. Sie hasste das Gegacker, das von Frauengruppen ausging, sie klangen wie ein Schlag glückender Hennen.

„Hallo allerseits.“ Daphnes Stimme erhob sich über das Geschnatter, und es wurde still. „Ich möchte euch ein neues

Komiteemitglied vorstellen, Amber Patterson.“ Sie trat zu Amber hinüber und legte den Arm um sie. „Amber wird für uns alle eine große Bereicherung sein. Traurigerweise ist ihre Schwester an Mukoviszidose gestorben.“ Amber schlug die Augen nieder, und in der Frauenriege erhob sich ein mitfühlendes Raunen.

„Wieso setzen wir uns nicht, damit ihr euch alle der Reihe nach Amber vorstellen könnt?“ Mit Tasse und Untertasse in der Hand nahm nun auch Daphne Platz, betrachtete das Foto ihrer Töchter und rückte es, wie Amber auffiel, ein kleines Stück zur Seite. Amber ließ ihren Blick durchs Zimmer und in die Runde schweifen, während eine nach der anderen lächelnd ihren Namen nannte – Lois, Bunny, Faith, Meredith, Victoria und Neeve. Alle von ihnen waren erlesen gekleidet und schick herausgeputzt, doch zwei von ihnen weckten Ambers besonderes Interesse. Bunny würde die absolute Idealbesetzung abgeben, falls sich je ein Reality-TV-Sender dazu entschließen sollte, *Die Hausfrauen von Bishop's Harbour* zu drehen. Nach Ambers Schätzung trug sie höchstens Kleidergröße 34, sie hatte langes blondes Haar und große grüne Augen, so meisterhaft geschminkt, dass sie einfach umwerfend wirkten. Sie war auf jede nur erdenkliche Weise perfekt, und das wusste sie auch. Amber hatte sie schon im Fitnessstudio gesehen, wie sie in winzigen Shorts und Sport-BH wie verrückt trainierte. Kein Milligramm zu viel an diesem Körper. Und dann gab es da Meredith, die kein bisschen zum Rest der Frauen passte. Sie war derart unglamourös, dass sich Amber zunächst gefragt hatte, was sie überhaupt hier tat. Im Laufe der Sitzung und bei näherem Hinsehen wurde immer klarer, dass sie sich nicht nur im Aussehen von den anderen unterschied. Im Gegensatz zum protzigen Fummel der anderen kleidete sie sich kostspielig, aber dezent. Mit erhobenem Haupt und zurückgeworfenen Schultern saß sie kerzengerade auf ihrem Stuhl und verströmte

mit jeder Geste ihres imposanten Gebarens Reichtum und Weltläufigkeit. Und wenn sie redete, ließ sie stets einen leisen Privatschulakzent durchklingen, der ihre Worte um Längen geistreicher als die der anderen klingen ließ.

Als das Treffen zu Ende war, kam Meredith zu Amber herüber und setzte sich neben sie. „Willkommen bei Julie’s Smile, Amber. Das mit deiner Schwester tut mir leid.“

„Danke“, antwortete Amber schlicht.

„Kennst du Daphne denn schon lange?“

„Oh, nein. Wir haben uns eigentlich gerade erst kennengelernt. Im Fitnessstudio.“

„Welch glückliche Fügung.“ Sie beäugte Amber eindringlich. Es fühlte sich an, als könne sie direkt durch sie hindurchblicken.

Amber war auf der Hut. „Ja, es war ein glücklicher Tag für uns beide.“

„Das möchte man wohl meinen.“ Dann hielt sie kurz inne und musterte Amber von oben bis unten. „Es war schön, dich zu sehen. Ich kann es kaum erwarten, dich besser kennenzulernen.“ Merediths Lippen verzogen sich zu einem leichten Lächeln, und sie hob sich aus dem Sessel.

Amber witterte Gefahr. Es war nicht das, was Meredith gesagt hatte, sondern etwas in ihrer Art. Vielleicht bildete sie es sich auch nur ein. Sie stellte die leere Kaffeetasse zurück aufs Büfett und ging hinüber zur geöffneten Flügeltür, die sie auf die Terrasse hinauszubitten schien. Sie trat hindurch und blickte aufs Wasser. Das Panorama war überwältigend, und sie schlenderte zur anderen Seite der Veranda, um einen besseren Blick auf den Strand darunter zu erhaschen. Gerade wollte sie wieder hineingehen, als sie Merediths unverkennbare Stimme hörte.

„Mal ehrlich, Daphne, wie gut kennst du dieses Mädchen überhaupt? Ihr habt euch im Fitnessstudio kennengelernt? Weißt du denn das Geringste über ihre Herkunft?“

Amber erstarrte auf der Türschwelle.

„Meredith, aber wirklich. Ich weiß, dass du immer eine Weile brauchst, um mit Leuten warm zu werden. Aber alles, was ich wissen musste, war, dass ihre Schwester an Muko gestorben ist. Mehr brauche ich nicht zu wissen. Gelder für die Forschung einzuwerben, liegt in ihrem ureigenen Interesse.“

„Hast du irgendwelche Erkundigungen über sie eingezo-gen?“, wollte Meredith wissen. „Du weißt schon, Familie, Bildungsweg, all diese Dinge?“

„Es geht hier um eine ehrenamtliche Tätigkeit, nicht um die Sicherheitsüberprüfung eines Verfassungsrichters. Ich will sie in unserem Komitee haben. Du wirst schon sehen, sie wird eine wertvolle Bereicherung sein.“

Amber konnte die Verärgerung in Daphnes Stimme hören.

„In Ordnung, Daphne. Ich werde es nicht mehr ansprechen.“

Sie vernahm Schritte auf dem Fliesenboden und trat durch die Tür. Diese Meredith würde ein harter Brocken werden. Sie hatte gesagt, dass sie es kaum erwarten könne, Amber besser kennenzulernen. Nun, Amber würde schon dafür sorgen, dass sie so wenig wie möglich in Erfahrung brachte. Sie würde sich von so einer Oberschichten-Schnöselin nicht in die Parade fahren lassen. Der Letzte, der das versucht hatte, hatte bekommen, was er verdiente. Dafür hatte sie gesorgt.

KAPITEL 4

Amber öffnete die Flasche Josh, die sie sich aufgespart hatte. Wie erbärmlich, dass sie einen Zwölf-Dollar-Cabernet rationieren musste, aber ihr mickriges Gehalt im Immobilienbüro reichte mit Mühe und Not für die Miete hier in Bishop's Harbour. Bevor sie nach Connecticut gezogen war, hatte sie ihre Hausaufgaben gemacht. Sie wollte eine Stadt mit reichlich Geld. Nicht die reichste im ganzen Staat, aber irgendwo unter den ersten zehn. Eine, die klein genug war, um rasch die Platzhirsche auszumachen, einen Ort, wo sie ihre Nische finden konnte. Bishop's Harbour erwies sich als ideal. Es lag direkt an der Küste, nah genug an New York, um problemlos in die Stadt zu kommen, und barg eine Fülle von Möglichkeiten. Gewiss, in einer der Nachbargemeinden hätte sie um Längen günstiger wohnen können, doch das hätte ihr den Zugang zu all den fantastischen Freizeiteinrichtungen verwehrt, wie etwa dem städtischen Schwimmbad, wo sie sich unter die Leute mischte und die Gespräche der Nannys belauschte. Dort hatte sie vor Monaten erstmals den Namen Jackson Parrish gehört. Während sie so tat, als wäre sie völlig in ihr Buch vertieft, sperrte sie die Ohren auf, um auch ja jedes Wort mitzubekommen, das die beiden jungen Frauen hinter ihr wechselten.

„Ich weiß“, vernahm sie eine jung klingende Stimme, „ich werde sie sicherlich vermissen, aber im Herbst fange ich mit dem Hauptstudium an.“

„Kannst du denn nicht studieren und gleichzeitig weiterarbeiten?“, fragte die andere Frau in einem Dialekt, den Amber nicht einzuordnen wusste.

„Im Prinzip schon, wenn ich nicht für die Parrishes arbeiten würde. Du weißt doch, wie viel sie reisen. Und dann haben sie noch das Haus am See und das Apartment in New York – ich meine, ich hab’s geliebt, aber es wirft einem einfach jede Art von Stundenplan über den Haufen.“

„Haben sie schon jemanden eingestellt? Ich fänd’s so cool, in diesem Haus zu arbeiten.“

„Ja klar, Daphne ist großartig und Jackson ein Traummann. Stell dir mal vor, wie es sein muss, mit so einem umwerfenden Typen verheiratet zu sein und obendrein noch alles Geld der Welt zu haben. Die Frau hat echt den Hauptgewinn gezogen.“ Es folgte eine kurze Pause, bis die Mädchenstimme weiter sprach: „Die Vorstellungsgespräche laufen gerade. Ich glaube, sie haben vor, zwei Kindermädchen einzustellen, aber ich bin mir sicher, dass eine davon französisch sprechen soll, damit die Kinder von ihr lernen können. Vielleicht kannst du dich ja für die andere Stelle bewerben.“

Amber hatte umgehend ihr Smartphone gezückt und Jackson Parrish gegoogelt. Als sein Bild auf dem Display erschien, stockte ihr der Atem. Mit seinem dichten schwarzen Haar, den vollen Lippen und kobaltblauen Augen hätte er es problemlos auch auf die Kinoleinwand geschafft. Sie klickte auf ein Interview in *Forbes* und überflog es rasch. Sein Vermögen hatte er auf dem weltweiten Immobilienmarkt gemacht und seine Firma in der Folge zu einem Fortune-500-Unternehmen ausgebaut. Sie öffnete den nächsten Link – einen Beitrag aus *Town & Country*. Gebannt las sie über seine Ehe mit der bildhübschen Daphne und bestaunte die Bilder ihrer bezaubernden Kinder am Strand vor einer atemberaubenden grau-weißen Villa. Sie fand alles über Jackson und Daphne heraus, was sie nur konnte. Doch erst, als sie auf Julie’s Smile gestoßen war, jene von Daphne ins Leben gerufene Stiftung, die Gelder für den Kampf gegen Mukoviszidose einwarb, war ihr die Idee gekommen.

Sie hob ihr Weinglas und prostete dem Spiegelbild zu, das ihr in der Scheibe des Mikrowellenofens entgegenblickte. „Auf Amber.“ Sie nahm einen tiefen Schluck und stellte das Glas zurück auf den Tresen.

Ihre Gedanken schweiften zu Daphne und Jackson und ihren beiden jungen Töchtern Tallulah und Bella. Eine Vorzeigefamilie wie aus dem Bilderbuch. Wenn sie an die Ehe zurückdachte, die sie damals in Missouri einzufädeln versucht hatte, hätte sie um ein Haar gelacht. Das war übel ausgefallen, aber sie würde dieselben Fehler nicht noch einmal begehen.

KAPITEL 5

Am Ende der Stiftungssitzung hatte Amber ihre Aktenmappe unter eines der Couchkissen geschoben, sodass es aussah, als hätte sie sie dort vergessen. Darin befanden sich ihre Mitschriften des Treffens sowie, verborgen in einer der Taschen, ein Foto. Auf dem Bild war Amber dreizehn und schubste ihre kleine Schwester auf der Schaukel an. Es war ein guter Tag gewesen, einer der wenigen, an denen sich ihre Mutter in der Reinigung freinehmen konnte, um mit ihnen in den Park zu gehen. Auf die Rückseite hatte sie *Amber und Charlene* geschrieben, auch wenn es sich um ein Bild von ihr und ihrer Schwester Trudy handelte. Es dauerte nicht lange, bis das Telefon klingelte. Auf der Anruferkennung stand *privat*, und sie schätzte, dass es Daphne war. Sie ließ es läuten. Tags darauf versuchte Daphne es erneut, doch sie nahm wieder nicht ab. Sie wartete bis zum dritten Abend, um endlich ranzugehen.

„Hallo“, hauchte sie.

„Amber?“

Ein Seufzen, dann ein leises: „Ja?“

„Ich bin’s, Daphne. Bist du okay? Ich habe versucht, dich zu erreichen.“

Sie stieß ein ersticktes Räuspern hervor und sagte dann etwas lauter: „Hi, Daphne. Ja, tut mir leid. Es war ein harter Tag.“

„Was ist denn los? Ist irgendwas passiert?“ Amber vernahm die Besorgnis in ihrer Stimme.

„Es ist der Jahrestag.“

„O Süße. Das tut mir so leid. Willst du vorbeikommen?“

Jackson ist verreist. Wir könnten eine Flasche Wein aufmachen.“

„Im Ernst?“

„Klar doch. Die Kinder schlafen schon, und sollten sie etwas brauchen, habe ich eine der Nannys hier.“ Aber natürlich war eine der Nannys da. Gott behüte, dass sie selbst auch nur einen Finger krumm machen musste. „O Daphne, das wäre fantastisch. Soll ich irgendwas mitbringen?“

„Nein, nur dich selbst. Bis gleich.“

Als Amber vor dem Haus vorfuhr, holte sie ihr Handy heraus und schrieb Daphne eine SMS: *Bin da. Wollte nicht läuten, um die Mädchen nicht zu wecken.* Daphne würde sie für besonders rücksichtsvoll halten. Die Tür ging auf, und Daphne winkte sie hinein.

„Danke für die Einladung.“ Amber drückte ihr eine Flasche Merlot in die Hand.

Daphne umarmte sie. „Vielen Dank, aber das wäre nicht nötig gewesen.“

Amber zuckte mit den Achseln. Der Wein war billig, acht Mäuse im Schnapsladen. Sie wusste, dass Daphne ihn nicht anrühren würde.

„Komm mit.“ Daphne führte sie in den Wintergarten. Auf dem Couchtisch standen zwei halbvolle Gläser und eine geöffnete Flasche Wein bereit.

„Hast du schon zu Abend gegessen?“

Amber schüttelte den Kopf. „Nein, aber ich bin auch nicht sehr hungrig.“ Sie nahm das Weinglas und nippte daran. „Der ist wirklich gut.“

Daphne setzte sich und erhob ihr Glas. „Auf unsere Schwestern, die in unseren Herzen weiterleben.“

Amber stieß mit ihr an und nahm einen weiteren Schluck. Dann wischte sie sich eine nicht vorhandene Träne aus dem Auge.

„Wir wollten zusammenziehen. Wollten nach New York gehen und uns dort gemeinsam eine Wohnung nehmen. Charlene würde Filmstar werden und ich ihre Managerin.“ Amber biss sich auf die Lippe und starrte geradeaus ins Leere.

Daphne legte ihre Hand auf Ambers, die sie fest ergriff und seufzte. „Es tut mir so leid. Du musst mich für total durchgeknallt halten.“

Daphne schüttelte den Kopf. „Aber nicht doch. Das ist völlig in Ordnung. Du kannst mit mir darüber reden. Ich verstehe das. Erzähl mir alles über sie.“

Rasch wägte Amber ab, welche Version sie wählen sollte. „Sie war meine beste Freundin. Wir teilten uns ein Zimmer und redeten stets bis spät in der Nacht über alles, was wir tun würden, wenn wir endlich erwachsen wären und aus diesem Haus rauskämen.“ Amber runzelte die Stirn und nahm einen tiefen Schluck Wein. „Unsere Mutter warf immer einen Schuh gegen unsere Tür, wenn wir zu lange wach blieben. Also flüsteren wir, damit sie uns nicht hörte. Wir erzählten uns alles. All unsere Träume, unsere Hoffnungen ...“

Daphne lauschte schweigend, ihre hinreißenden blauen Augen voller Mitgefühl.

Amber fuhr fort: „Sie war einmalig. Jeder mochte sie, aber es stieg ihr nie zu Kopf, weißt du? Andere Mädchen wären eingebildet und frech geworden, aber Char nicht. Sie war wunderschön, von innen und von außen. Wenn wir draußen waren, stierten die Leute sie einfach nur an, so bildhübsch sah sie aus.“ Amber zögerte und neigte den Kopf. „Ein bisschen wie du.“

Daphne lachte nervös auf. „Das würde ich von mir selbst aber gewiss nicht behaupten.“

Ja, sicher, dachte Amber. „Hübsche Frauen halten das für selbstverständlich. Sie sehen nicht, was alle anderen sehen. Meine Eltern haben immer gewitzelt, sie hätte das Aussehen abbekommen und ich den Grips.“

„Wie gemein. Das ist ja schrecklich, Amber. Du bist auch wunderschön – von innen und von außen.“

Das lief ja fast schon zu glatt, dachte sie – man lässt sich 'ne miese Frisur verpassen, spart sich das Make-up, lässt die Schultern hängen und *voilà*: Das arme hässliche Entlein ist geboren. Daphne lechzte förmlich danach, jemanden zu retten. Und Amber gab sich nur allzu gerne dafür her. Sie lächelte Daphne an.

„Das sagst du doch nur so. Ist schon okay. Nicht jeder muss bildhübsch sein.“ Sie griff sich ein Foto von Tallulah und Bella. „Deine Töchter sind auch wunderschön.“

Daphnes Züge hellten sich auf. „Es sind großartige Kinder. Ich kann mich sehr glücklich schätzen.“

Amber behielt das Bild in der Hand. Mit ihrer ernsten Miene und der scheußlichen Brille sah Tallulah aus wie eine zu klein geratene Erwachsene, während die blauäugige, blondgelockte Bella einer kleinen Prinzessin glich. Wie Amber es sah, würde es in der Zukunft zwischen den beiden eine Menge Konkurrenz geben. Sie fragte sich, wie viele Freunde Bella ihrer braven Schwester später wohl einmal ausspannen würde. Ihrer eigenen Schwester hatte sie das auch einige Male angetan. Und sie hatte es genossen.

„Hast du ein Bild von Julie?“

„Gewiss doch.“ Daphne stand auf, lief zum Konsolentisch hinüber und kehrte mit einem Foto zurück. „Das ist sie“, sagte sie und reichte Amber den Rahmen.

Amber studierte das Bild des jungen Mädchens, das zum Zeitpunkt der Aufnahme wohl zehn oder elf gewesen sein mochte. Mit ihren großen strahlenden braunen Augen barg sie eine fast schon überirdische Schönheit.

„Sie ist hinreißend.“ Amber betrachtete das Foto noch einen Augenblick, hob dann die Augen und blickte Daphne ins Gesicht. „Es wird nicht leichter, stimmt's?“

„Nein, nicht wirklich. An manchen Tagen wird es sogar noch schwerer.“

Sie leerten die Flasche Wein und öffnete eine neue, während Amber sich noch mehr von Daphnes Geschichten über ihre Bilderbuchfreundschaft mit der perfekten toten Schwester anhörete. Das meiste davon trank Amber – zumindest tat sie so. Als Daphne zur Toilette ging, schüttete sie ein volles Glas in den Ausguss und goss sich nach ihrer Rückkehr weiter tüchtig ein. Trotzdem fühlte sie sich einigermaßen beschwipst, und als sie selbst schließlich mit wackligen Beinen ins Bad wankte, rief sie über die Schulter: „Ich sollte mich so langsam auf den Weg machen.“

Daphne schüttelte den Kopf. „Du kannst nicht mehr fahren. Du solltest hier übernachten.“

„Nein, nein. Ich will keine Umstände bereiten.“

„Keine Widerrede. Komm mit. Ich zeig dir das Gästezimmer.“

Amber hakte sich bei Daphne unter, und gemeinsam stapften sie die unzähligen Stufen hoch in den ersten Stock. Das Haus war obszön groß. Sie kamen an einem Raum vorbei, der wie das Elternschlafzimmer aussah, und Amber hielt an.

„Musma auf die Tlette“, stieß sie mit einem gespielten Lallen hervor.

„Natürlich.“ Daphne half ihr hinein, Amber schloss die Tür und hockte sich auf den Toilettensitz. Das Bad war riesig und stilvoll, mit einer Dusche und einem Whirlpool, die groß genug waren, um die komplette britische Königsfamilie zu beherbergen. Ihre gesamte Einzimmerwohnung hätte hier hineingepasst. Als sie sich die Hände wusch und in den Spiegel blickte, sah sie einen Bademantel an der Tür hängen. Amber zog sich ihre Sachen aus und warf sie achtlos auf den Boden, riss den Mantel vom Haken und streifte ihn sich über. Er fühlte sich himmlisch weich und flauschig an. Anschließend öffnete

sie die Tür, hinter der sie die wartende Daphne vermutete, doch das Zimmer war leer. Amber taumelte hinüber zum Bett, setzte sich und ließ ihre Hand über die bestickte Tagesdecke gleiten. Vielleicht könnte sie sich ja ein paar Minuten hier ausruhen? Daphne hätte bestimmt nichts dagegen. Sie legte sich aufs Bett. Es fühlte sich gut an – sie könnte sich daran gewöhnen. Zuckend senkten sich ihre Lider, und das schwindelerregende Gefühl des herannahenden Schlafes überkam sie. Sie registrierte eine Bewegung, und als sie die Augen aufschlug, sah sie Daphne über sich.

„Ist alles in Ordnung?“

Amber murmelte etwas Zusammenhangloses und schloss erneut die Augen.

Dann spürte sie eine Hand auf ihrer Stirn. „Du armes Ding. Ruh dich ruhig aus.“

Amber spürte, wie jemand sie zudeckte und um sie herum das Laken einsteckte.

„Ich schlafe im Gästebett ein paar Zimmer weiter.“

Amber öffnete die Augen, streckte die Hand aus und ergriff Daphnes Arm. „Bitte, geh nicht. Würdest du dich zu mir legen, wie meine Schwester es immer getan hat?“

Amber glaubte ein leichtes Zaudern in Daphnes Augen zu erkennen, bevor sie zur anderen Seite des Betts ging und sich neben Amber legte.

„Aber sicher doch, Liebling. Ich bleibe da, bis du eingeschlafen bist. Ruh dich nur aus. Ich bin hier, wenn du irgendetwas brauchst.“

Amber lächelte. Sie wusste ganz genau, was sie brauchte: alles.